



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Fortschritt des vierten Standes. Die Grenzboten haben wiederholt auseinandergesetzt, daß und warum ein Stand von Lohnarbeitern, bei dem die Lohnarbeit nicht bloß den Durchgang zur Selbstständigkeit bildet, in Opposition treten muß zur Gesamtheit der Besitzenden. In welchem Grade sich diese Opposition politisch bemerkbar macht, das hängt von der Zahl der Lohnarbeiter, von ihrem Bildungsgrade und von dem Grade der Möglichkeit und Leichtigkeit des Verkehrs der Kameraden unter einander ab, woraus sich von selbst ergibt, daß sich die Arbeiter an den Verkehrszentren früher organisieren als in verkehrsarmen Provinzen, und in der Industrie früher als in der Landwirtschaft; beide Unterschiede fallen meistens zusammen. Daß sich die organisierten Arbeiter heute überall in der Welt Sozialisten oder Sozialdemokraten nennen, ist an sich zufällig und nebensächlich und nur darum von Bedeutung, weil die Sozialdemokratie durch die Ziele, die sie zeigt, der Bewegung Schwung giebt und durch die wissenschaftliche Grundlage, auf die sich ihre Führer stützen, den Genossen ein stolzes Selbstbewußtsein einflößt. Die Lohnarbeiter sind sehr weit, unendlich weit entfernt von der Erreichung ihrer utopischen Ziele, aber sie erkämpfen sich überall im Bereiche der europäischen Zivilisation eine politische Stellung, die, wenn nicht ganz ihrer Zahl, so doch so ziemlich ihrer wirtschaftlichen Bedeutung entspricht, und die Regierungen wie die bürgerlichen Parteien sehen sich genötigt, mit den sozialdemokratischen Minderheiten zu rechnen; selbstverständlich wachsen diese Minderheiten in dem Grade, als die Zahl der Lohnarbeiter wächst und die ländliche Lohnarbeiterschaft durch die fortschreitende technisch-wirtschaftliche Revolution von der Scholle losgerissen wird.

Diesen Prozeß aufs neue ins Auge zu fassen, zwingen die Ereignisse der letzten Wochen. Der über die Maßen glänzende Wahlsieg der Sozialdemokraten in Halle beweist, daß die deutsche Sozialdemokratie das Maß ihrer Expansionskraft noch nicht erreicht hat. Aus Rußland kommen Nachrichten über großartige Zustände, die weniger auf unmittelbare Ziele gerichtet, als von der sozialdemokratischen Leitung angestellte Kraftproben zu sein scheinen. In Frankreich fahren die Sozialisten auch nach dem Sturze des ihnen geneigten Ministeriums Bourgeois fort, eine ausschlaggebende Rolle zu spielen. Zunächst haben sie wieder einmal die bürgerlichen Parteien gezwungen, den Nachweis ihrer Nichtbefähigung zu bringen. Nachdem sich die Kammer unter Bourgeois von den Sozialisten so weit hatte vorwärtsdrängen lassen, daß sie die Ungerechtigkeit des bestehenden Steuersystems anerkannt und sich „im Prinzip“ für die progressive Einkommensteuer entschieden hatte, blieb auch Herrn Méline nichts übrig, als einen Steuerreformplan vorzulegen, der, so ungenügend er auch sein mochte, doch bei keiner Partei ehrliche Unterstützung fand, als bei den Sozialdemokraten. So mußte sich Méline, der ausdrücklich zur Abwendung der sozialdemokratischen Gefahr berufen worden war, und der die Sozialisten aufrichtig und von ganzem Herzen haßt, die Bundesgenossenschaft des Herrn Jaurès gefallen lassen, und es war recht überflüssig, daß er die Lächerlichkeit seiner Lage auch noch geffentlich hervorhob, indem er einmal bemerkte, Herr Jaurès umarme ihn nur so liebenswürdig, um ihn zu erwürgen. Das Ende vom Liede war, daß die Kammer dachte: kommt Zeit, kommt Rat, und den Reformplan bis in den Herbst verschob. Der französische „Bourgeois“ und vielleicht nicht bloß der französische, steckt eben so tief in kleinlicher Selbstsucht, daß er sich aus freien Stücken

auch nicht zu dem kleinsten Opfer zu entschließen vermag, das geeignet wäre, einer revolutionären Volkspartei den Wind aus den Segeln zu nehmen, und es fehlt ihm der Druck, den im monarchischen Staat ein von der Kammermehrheit unabhängiger Minister auszuüben vermag; könnte Preußen den Franzosen seinen König und seinen Miquel auf ein Jahr abtreten, so würde die progressive Einkommensteuer rasch fertig sein. Übrigens werden bei der Auseinandersetzung mit den Sozialisten in der französischen Deputiertenkammer Reden gehalten, die, wie eine von Deschanel über die Marx'sche Werttheorie, auf der Höhe guter akademischer Vorträge stehen; wenn die Herren Eugen Richter, Lieber und Stumm wieder einmal eine Zukunftsstaatsdebatte wagen wollen, so mögen sie vorher bei Deschanel oder beim Grafen de Mun einen Unterrichtskurs nehmen. Ungemein klar entwickeln sich die Dinge in Belgien. In diesem ganz industriellen Lande hatten die herrschenden Stände von Anfang an den natürlichen Interessengegensatz zwischen Unternehmer und Lohnarbeiter erkannt und daher durch die Verfassung die ärmern Klassen vom Wahlrecht ausgeschlossen. Diese Ausschließung hat sich nun aber zu guter Letzt nicht mehr aufrecht erhalten lassen, und jetzt, wo die Arbeiter das allgemeine, wenn auch nicht das gleiche Wahlrecht haben, offenbart die liberale Phrase des konstitutionellen Musterstaats ihre Hohlheit. Diese Phrase nannte das Volk den Träger der gesetzgebenden Gewalt, meinte aber die Besitzenden, und nun, wo das wirkliche Volk politische Rechte errungen hat, verschwindet die Klasse, die fünfzig Jahre lang die Rolle des Volks gespielt hatte, vom politischen Schauplatz. Die liberale Hälfte dieses Elitenvolkes ist, als politische Partei, vernichtet; die klerikale behauptet sich noch durch den Einfluß des Klerus auf die gläubig gebliebene Hälfte der Massen, aber nur mit Hilfe eines christlich-sozialen Flügels der Partei. Ganz ähnlich haben sich die Dinge in Österreich entwickelt, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Staat immer noch mehr Agrar- als Industriestaat ist, und daß daher die Zahl der Sozialisten vorläufig verhältnismäßig weit hinter der der belgischen Genossen zurückbleiben muß. Auch in Österreich behauptet sich der klerikale Flügel der Partei der Besitzenden, indem er sich einerseits auf eine zahlreiche wohlhabende Bauernschaft stützen kann und andererseits auf eine städtische Bevölkerung von mittlern und kleinen Gewerbetreibenden, die im Kunstwesen und in der Ausmerzungen des Judentums aus dem Erwerbsleben die Mittel zur Wiedergeburt der Völker gefunden zu haben glauben. Dagegen steht sich die Partei des mobilen Kapitals und der Großindustrie selbst schon durch dieses äußerst bescheidne Stückchen Wahlrecht, das sie den Arbeitern zu bewilligen gezwungen worden ist, mit der Vernichtung bedroht, und es wird ihr wenig helfen, daß sie, dem österreichischen „immer langsam voran“ getreu, den Namen der liberalen Partei mit dem der Fortschrittspartei vertauscht, dreißig Jahre nachdem in Preußen der Beweis geführt worden ist, daß eine Fortschrittspartei alles andre eher fertig bringt als das Fortschreiten. Eine recht interessante Beleuchtung hat der Wandel des Begriffes Volk durch die Volksversammlung empfangen, die am 7. im Musikvereinssaale, einem der vornehmsten und schönsten der Wiener Säle, wegen der Volksbibliotheken abgehalten worden ist. Die dortigen Volksbibliotheken werden vom Volksbildungsverein unterhalten, der bisher von der Stadt einen Zuschuß von 3200 Gulden bekam; der jetzige antisemitische Gemeinderat aber hat beschlossen, den Zuschuß auf 500 Gulden herabzusetzen, weil der Verein verjudet sei. Daß die Vereinsleitung in jüdischen Händen liegt, kann man bei den Wiener Verhältnissen wohl glauben, aber wenn nicht außer der Rücksicht auf Deutschtum und Christlichkeit noch andre Beweggründe zu dem Beschlusse mitge-

wirkt hätten, würden die Stadtväter den Zuschuß einfach gestrichen, gleichzeitig aber beschlossen haben, städtische Volksbibliotheken zu gründen. Von dem Wunsche befeelt, die gute Sache unabhängig von Parteiströmungen zu fördern, hatten einige Universitätsprofessoren eine „Volksversammlung“ einberufen, worunter sie sich natürlich eine Versammlung dachten, in der die gebildeten Bestandteile des Volks überwögen. Aber diese gebildeten Bestandteile haben für die „Volksbildung“ kein Interesse mehr, seitdem sie als Mittel zur Gängelung der Massen versagt. So sahen sich die paar Universitätsprofessoren und Gymnasiallehrer zu ihrem Erstaunen und wahrscheinlich nicht gerade zu ihrem Behagen mitten unter 4000 sozialdemokratischen Arbeitern. Diese wählten das Bureau, bewilligten großmütig dem Professor Mach einen Platz darin hinter drei Genossen, hörten die Reden der Referenten mit musterhafter Aufmerksamkeit an (Professor Meyer rechnete seinen Zuhörern u. a. vor, daß nach dem in England üblichen Maßstabe die Stadt Wien mindestens 100 000 Gulden jährlich auf Volksbibliotheken bewilligen müßte), erklärten sowohl die Reden wie die vorgeschlagene Resolution für schön und gut, zugleich aber, daß sie noch etwas mehr wollten, und nahmen daher die Resolution nur mit dem Zusatz an, daß die darin enthaltenen Forderungen lediglich die ersten Schritte seien zur Erreichung des Zieles, „das kein andres sein kann als die Beseitigung der Monopolisierung des Wissens durch die Besitzenden, die nur zu erreichen ist auf dem Wege der Erringung der politischen Macht durch das arbeitende Volk.“

Das Geschlecht der Leute, die einen einfachen und offenbaren Kaufsalzusammenhang nicht einzusehen vermögen und z. B. ansteckende Krankheiten lieber aus einer Brunnenvergiftung durch Juden als aus dem Einlaufen von Tauche in die Wasserbehälter erklären, stirbt nicht aus. Ein Leipziger Blatt nennt den in Halle gewählten Sozialdemokraten Kunert „ein fleischgewordnes Ausrufungszeichen an der Endstation des neuen Kurzes, der mit Berlepsch begann und mit Berlepsch sein Ende fand.“ Wahrscheinlich sind der neue Kurs und Berlepsch auch an den russischen Ausständen, an der Wiener Volksversammlung, an den belgischen Wahlen und am französischen Steuergesetzentwurfe schuld, und das wird nun alles anders werden, wenn der Kaiser sämtliche Ministerien mit den Männern besetzt, die die Leipziger Neuesten Nachrichten vorschlagen werden. Auf den Beistand der Bildung jedoch muß der Besitz bei seinen altertümlichen Pestertklärungsversuchen verzichten, denn unter den Vertretern der Wissenschaft findet sich kaum noch hie und da einer, der vor den wirklichen Ursachen der sozialen Krankheit die Augen verschlöße. Es ist unterhaltend, zu sehen, was für klägliche Gesichter die vorsintflutlichen Pesttheoretiker machen, wenn ihnen einmal ein Mann wie Delbrück, den sie weder als Sozialdemokraten noch als Ultramontanen verdächtigen können, die Wahrheit sagt.

Zum Verständnis unsers Wortschatzes bieten dieses Jahr zwei der ersten Vertreter der deutschen Philologie ausgezeichnete neue Hilfsmittel dar: W. Wilmanns als zweite Abteilung seiner deutschen Grammatik die Wortbildung und H. Paul ein neues Deutsches Wörterbuch.*) Wortbildung ist zu unterscheiden von Wortschöpfung, von der Urschöpfung neuer Wortstämme, die in den Anfangszeiten jeder Sprache den Grund legt, indem sich wohl die meisten Ur-

*) Deutsche Grammatik (gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch) von W. Wilmanns. Zweite Abteilung: Wortbildung. Straßburg, Karl J. Trübner, 1896. — Deutsches Wörterbuch von Hermann Paul. Erste Lieferung (A—Gebühr). Halle a. S., Max Niemeyer, 1896.

stämme im Anschluß an sinnliche Eindrücke allmählich dauernd dem unendlichen wirren Lautvorrat entringen. Mit diesem ersten Werden hat es die Wortbildungslehre in dem uns geläufigen Sinne nicht zu thun, sondern mit Ableitungen und Zusammensetzungen. Wilmanns ist nun gleich unübertrefflich in der besonnenen gemeinverständlichen Darstellung des Wesens dieser beiden Erscheinungen, wie in dem treuen Fleiße, mit dem er die unendliche Fülle der Einzelfälle bewältigt und klar angeordnet hat. Man kann sagen, daß in diesem Bande seiner Grammatik das gesamte Wachsen des deutschen Sprachschazes in anschaulichen Gruppen an dem Auge des Lesers vorüberzieht: wir sehen, wie die Ableitungen und Verbindungen entstehen, fruchtbar werden, weite Kreise ziehen, bestimmte neue etymologische und auch syntaktische Aufgaben übernehmen, wie andre auf bescheidne Kreise beschränkt bleiben und im Laufe der Jahrhunderte absterben, wie die wortbildenden Teile, Suffixe und Präfixe, in den Mundarten andre Wege einschlagen als in der Schriftsprache, welche Gruppen noch heute produktiv sind, welche sich endgültig abgeschlossen haben, und was des lehrreichen und merkwürdigen mehr ist.

Die meisten Typen unsrer Wortbildung reichen in ältere Zeiten zurück; das Paulsche Wörterbuch stellt sich daher als willkommene Ergänzung neben den Band von Wilmanns, da es namentlich die neuhochdeutsche Sprache behandelt. Es ist also auch etwas ganz andres als das bekannte treffliche Buch von Kluge. Es bezeichnet von vornherein nur die Wörter, bei denen vom Standpunkt der neuhochdeutschen Sprachgeschichte aus etwas zu bemerken ist. Dabei kommt namentlich die bisher überall (Hildebrands Arbeiten im Grimmschen Wörterbuch ausgenommen) vernachlässigte neuere Bedeutungs-geschichte der Wörter endlich einmal zu ihrem Rechte und, was vielfach Hand in Hand damit geht, die Aufklärung darüber, wie eine große Anzahl von Verben zu verschiedenen Konstruktionen gekommen ist; namentlich die sorgfältige Behandlung solcher Aschenbrödel wie unsrer Präpositionen und Verbalpräfixe hat zu einer Menge schöner Ergebnisse geführt. Goethes oft eigen-tümliche Wortwahl (man vergl. *branliren*), seine bisweilen beinahe absurden, aber fast immer lehrreichen Bildungen sind hervorragend berücksichtigt worden, auch Wielands veraltete Ausdrücke und Jean Pauls übersubjektive Augenblickssprache haben zu mancher feinen Beobachtung Anlaß gegeben. Und welchen Einblick in die letzten Jahrhunderte unsrer Sprachgeschichte gewähren die zahlreichen Bemerkungen, die der Unterscheidung unsrer Ausdrucksweise von der biblischen Luthers dienen! Endlich ist Paul landschaftlichen Verschiedenheiten im Wortgebrauch, die so oft die Aufmerksamkeit gebildeter Laien erregen, mit Vorliebe nachgegangen: auf diesem Gebiete bringt er namentlich zur Erklärung der norddeutschen Umgangssprache manches neue.

Wir gehen auf ein paar Einzelheiten ein, mehr um Beispiele von Pauls anregender Art zu geben, als um einige Kleinigkeiten dabei nachzutragen. Sein Artikel über aufführen heißt: „Die Grundbedeutung »in die Höhe führen« ist noch am deutlichsten in »einen Bau, eine Mauer aufführen« u. dergl. Mit Ab-blassung des Sinnes von »auf« bezeichnet es ein feierliches Vorführen, vergl. »im Triumph aufführen« Herder, »als Herold dich bei ihm aufzuführen« Schiller, die Wache aufführen«, »einen aufführen« = »in ein Amt einführen« schweizerisch, »bei jemand aufführen« wie jetzt »einführen« Wieland u. a.; »auf der Bühne auf-führen« = »auftreten lassen,« »Cumeniden, die Aschylus zu allererst im Schlangen-haare aufführte« Lessing, daher stammt dann das allgemein übliche »ein Schau-spiel, eine Oper aufführen.« Allgemein ist ferner »aufführen« = »innerhalb einer gewissen Reihenfolge nennen« (mündlich oder schriftlich). Reflexiv »sich aufführen«

ist ursprünglich »in einer bestimmten Weise auftreten.« vergl. »er führt sich an Kleidern wie ein Soldat auf.« Da das Abblaffen der Bedeutung nicht im allgemeinen vor sich geht, sondern immer an bestimmten Wendungen, und die Etymologie sozusagen von einer Wendung zur nächsten auch fortwährend innerlich leise weiter wächst, ließe sich vielleicht unter den abgeblaßten Ausdrücken noch folgende natürliche Abstufung herstellen: 1. »aufführen« statt älterm »auf die Schau (auf die erhöhte Bühne hinauf) führen« Moscherosch, daher unser »ein Bühnenstück aufführen« und »sich aufführen« (sich in einer bestimmten Weise, eigentlich Rolle, auftreten machen); daher dann auch weiter überhaupt: feierlich vorführen, z. B. im Triumphe, in einer Rede, einer Schrift, vergl. anführen, namentlich mit pluralischem Objekt. 2. »aufführen« statt »auf einen Posten führen«, daher »die Wache aufführen«, vergl. aufziehen, »einen aufführen« = in ein Amt einführen, schweizerisch.

Es wäre wohl einer besondern Darstellung wert, einmal zu zeigen, wie viele unsrer derartigen Verballkomposita für ältere Redensarten stehen, man vergl. anführen (an den Feind führen, oder: an der Nase), aufschieben (auf den andern Tag, auf die lange Bank schieben), durchziehen (durch die Fessel ziehen), aufwarten (auf den Dienst warten), ausweichen (aus dem Weg weichen) usw.: die vollständigen Wendungen hier sind alle auch als die ältern bezeugt. Bei andern hat sich das alte vollständige Bild erhalten (hinter's Licht führen), während ein dazu gebildetes hinterführen heute wieder aufgegeben ist.

Zu aufhören bemerkt Paul, der Ursprung der Bedeutung, in der es als Gegensatz zu anfangen erscheine, lasse sich nicht feststellen; „vielleicht ist es eigentlich aufhören zu reden, um nun zuzuhören. Statt »aufhören mit« altniederdeutsch »aufhören von«, vergl. »höre auf vom Bösen« Luther.“ Gerade diese ältere Präposition macht es aber höchst wahrscheinlich, daß das übertragene aufhören unmittelbar an das alte sinnliche aufhören (= aufhören) anzuknüpfen ist. Jedes Aufhören bedeutet ja ein Abbrechen der vorherigen Thätigkeit; mit der Zeit ist nun das Hauptgewicht des Wortes von dem Anfangen des Hörens auf das Abbrechen der vorigen Handlung verlegt worden. Daß „aufhören zu reden, um zuzuhören“ der Ausgangspunkt dieses Überganges sein sollte, ist deshalb unwahrscheinlich, weil das alte aufhören eine unwillkürliche, von außen aufgezwungne Handlung bezeichnet, und ebenso auch unser aufhören etwa im Vergleich zu dem bewußtern abschließen noch etwas zufälliges an sich hat.

Zu auslegen bemerkt Paul: „Am gewöhnlichsten ist »auslegen« = »erklären«, eine Bedeutung, die aus der »zum Beschauen auslegen« entsprungen sein muß.“ Ließe sie sich nicht auch an »auseinanderlegen« (und dadurch deutlich sichtbar und klar machen) anknüpfen? — Bei ausreden unterscheidet er die Bedeutung, die sich aus dem eigentlichen Sinne der Präposition (aus hinaus, heraus) von einer andern, die sich aus einem jüngern (zu Ende) ergibt. Es ist klar, daß dann die Frage Luthers „wer kann die Thaten des Herrn ausreden?“ nicht unter die erste Gruppe, sondern zu der zweiten gehört, denn ausreden bedeutet hier nichts andres als: bis zu Ende reden, genau wie unser aussagen in einer Wendung wie: das läßt sich gar nicht aussagen. — Unter barmen (norddeutsch „kläglich thun“) wird auch die Ableitung erbarmen mit den Worten behandelt: »Er erbarmt mich,« wie die ältere Konstruktion ist, wäre daher eigentlich „er kommt mir elend vor.“ Hieße es nicht richtiger: er bewegt mich durch sein Kläglichthun? — Bei bespricht Paul auch den Brauch unsrer Sprache, unmittelbar aus Substantiven Zusammensetzungen mit dieser Partikel abzuleiten, „wozu die einfachen Wörter niemals gebraucht worden sind.“ Hier treffen nicht alle seine Beispiele zu. Verblümen wird als Ableitung

von blümen durch Pauls eignen Artikel „blümen“ erwiesen, auch lauben hat es gegeben, ein bekanntes altes Volkslied beginnt: Nun laube, Linde, laube!

Unter Blöße bemerkt Paul: „Ursprünglich ein Ausdruck der Fechtersprache ist »eine Blöße geben«, »eine Stelle ungedeckt lassen«, vgl. im eigentlichen Sinne »indessen sieht Sylvan, daß Raufbold Blöße giebt« Zacharia; jetzt oft, eigentlich verkehrt »sich eine Blöße geben.«“ Bei den Worten „eigentlich verkehrt“ verläßt ihn einmal seine psychologische Feinfühligkeit; er übersieht, daß »eine Blöße geben« ebenso gut als ein Begriff des Nutzens wie des Schadens aufgefaßt werden kann, je nachdem man die Partei des Gegners nimmt oder dessen, der die Blöße giebt. »Sich eine Blöße geben« ist aus dem Sinne dessen, der sie giebt, ganz richtig gesagt, nur sich freilich nicht als dativus commodi (damit man selbst hineinsticht), sondern incommodi aufzufassen, genau wie bei „sich schaden.“

Der Artikel über einlegen vermutet: »Ehre einlegen« (schon bei Luther wohl übertragen von »Wein einlegen« [in den Keller] u. dergl.). Liegt es nicht näher, an einen Satz zu erinnern wie „Ich legte meine Ehre hinein, die Sache ordentlich zu machen“ und wie bei aufhören an ein leises Verschieben des Wortsinns auf eine nächstgelegene Handlung zu denken, in diesem Falle das siegreiche Wiedergewinnen der eingelegten, nun noch erhöhten Ehre? — Zu flicken bemerkt Paul: „»Einem etwas am Zeuge flicken,« »ihm etwas anhaben«, wohl eigentlich »eine schadhafte (des Flickens bedürftige) Stelle herausfinden.«“ Flicken heißt aber „eigentlich“ nicht herausfinden, sondern: durch Drauffegen eines Fleckens ausbessern. Dafür nun, daß sich die Bedeutungen ausbessern, säubern und tadeln berühren, dienen zum Beweise aufnutzen, herunterpußen, einen Wischer geben usw.; vom „tadeln“ ist es aber nicht mehr weit zu der Bedeutung: einem etwas anhaben.

Der Name Pauls bürgt dafür, daß nichts in den Erklärungen für sicher ausgegeben wird, was nicht die Wissenschaft thatsächlich festgestellt hat. Namentlich vorsichtig zeigt sich Paul bildlichen Ausdrücken gegenüber, deren Deutung ihm noch nicht ausgemacht zu sein scheint. Er bekennet: „Nicht klar ist, warum der Teil des Schlüssels, mittelst dessen das Schloß bewegt wird, Bart heißt.“ Wie mancher würde vielleicht schnell in dem Herunterhängen das tertium comparationis erblicken und sich mit der Annahme eines oberflächlich vergleichenden Wizes als Erklärung begnügen! Die naheliegende Erklärung von bestechen, daß es nämlich aus der alten Redensart „mit dem silbernen Spieß stechen,“ d. h. „mit Silber verwunden, widerstandsunfähig machen,“ entstanden sei, hat er nicht gewagt, aufzunehmen, lieber erklärt er die Entstehung des Ausdrucks als „noch nicht befriedigend gedeutet.“ Auch bei der Wendung „ans Brett kommen,“ d. i. „zu Ansehen und Einfluß gelangen,“ fragt er: woher? Die Erklärung Barndes, der ans Brettspiel, und C. Müllers, der an das schwarze Brett dachte, haben ihn ebenso wenig überzeugt, wie die, zu der bereits der alte Agricola auffordert, daß nämlich Brett = Tisch sei und die Wendung eigentlich bedeute „sich mit an den Tisch, wohl gar oben an, setzen dürfen,“ während gewöhnliches Volk gar nicht oder doch mindestens unten am Tische saß. Zu Vock bemerkt Paul: „Unklar ist, wie »einen Vock schießen« zu der Bedeutung, »einen Fehler machen« und »Vock« überhaupt zu der Bedeutung »Fehler« kommt.“ Fehler selbst ist aber eigentlich bloß Fehlschuß. Damit fällt die eine Unklarheit weg, die andre wird so lange bestehen bleiben, als nicht nachgewiesen ist, welcher psychologische Vorgang auch sonst komische oder verhasste Tiere zur spöttischen Bezeichnung von Fehlern (in unserm Sinne) gebrauchen ließ, warum z. B. der Pariser einen falschen Ton auf einem Blasinstrument canard nennt, der Engländer bull sagt, wie wir Vock und Pudel und wie in der Zimme-

rischen Chronik einmal Fehler im Bau als Wölfe bezeichnet werden. Die Vorsicht Pauls in Bezug auf bildliche Ausdrücke geht so weit, daß er die Wendung „er ist die Gule unter den Krähen“ mit dem Satze erklärt: „Die Gule gilt nach dem Volksglauben als Gegenstand des Gespöttes für andre Vögel.“ Jeder, der die Gule einmal bei Anbruch des Abends inmitten anderer Vögel vor dem Ausfliegen beobachtet hat, wird hier nicht mehr von Gelten und Volksglauben sprechen, sondern von einer Thatfache.

Nur ganz vereinzelt wird der Leser finden, daß Paul die Schranken der Vorsicht etwas überschritten habe. Das gilt z. B. von Angaben wie der, daß dahinten nur bis ins achtzehnte Jahrhundert für „zurück“ gebraucht worden sei (noch heute braucht man es so in Österreich), wohl auch von der Bemerkung „bis ins achtzehnte Jahrhundert reicht noch »erziehen können« = imstande sein, zu ziehen“ und dem Zusatz zu errufen: „nicht mehr recht üblich“; in den beiden letzten Beispielen hat das Präfix eine auf der Grenze von etymologischem und syntaktischem Inhalt stehende Bedeutung, die in Mitteldeutschland noch durchaus lebendig ist. Auch in der unbedingten Gleichsetzung heute ungebräuchlicher er-Komposita (erquetschen, extreten: z. B. extrat das arme Weilschen) mit unsern entsprechenden zer-Komposita geht Paul wohl zu weit: Goethe hätte zertreten, Jean Paul zerquetschen sagen können, wenn sie nicht die sinnliche Vorstellung des Auseinander, die immer noch in zer= enthalten ist, ausdrücklich an ihrer Stelle hätten vermeiden wollen.

Wir freuen uns auf die Fortsetzung und auf die Vollendung des Werkes, die für den Oktober in Aussicht gestellt wird.

Litteraturgeschichtsunterricht nach rückläufiger Methode. Wenn die Zeitungen recht berichtet haben, hat Herr Eugen Wolff, früher Privatdozent, jetzt außerordentlicher Professor in Kiel, bereits kurz nachdem vom deutschen Kaiser für den Geschichtsunterricht die rückläufige Methode empfohlen worden war, nach dieser Methode über deutsche Litteraturgeschichte gelesen. Neuerdings tritt er dafür ein, daß dieses Fach auch auf Schulen in gleicher Weise betrieben werde. Der Zeitschrift für den deutschen Unterricht ist es zu danken, daß die pädagogische Welt mit Herrn Wolffs Forderungen nicht unbekannt bleibt. „In diesen Tagen lebendiger Erinnerung an die um ein Vierteljahrhundert zurückliegenden nationalen Großthaten, lesen wir auf Seite 308 des letzten Doppelheftes, hat jeder Lehrer der Geschichte und Litteraturgeschichte, wo (?) er nicht mit Blindheit geschlagen [ist], reiche Gelegenheit, den Wert lebendiger Geschichts- und Litteraturelemente (?) für das kindliche Gemüt kennen zu lernen. Hier gilt es anzuknüpfen, um geschichtliche Vorstellungen, eine geschichtliche Auffassung der Geschichte auszubilden. Für die deutsche Litteraturgeschichte ist damit nicht nur die Anknüpfung an die unmittelbare (!) Kriegspoetik von 1870/71 gegeben, sondern es ist der methodische Ausgangspunkt für Verfolg (!) der gesamten nationalen Strömung in der Dichtung unsers Jahrhunderts gewonnen: von Wildenbruch über Richard Wagner und Gustav Freytag bis zu Körner und schließlich bis zu Schiller läßt sich nun auf natürliche Weise eine feste Kette schlingen (!), deren einzelne Glieder die Wandlungen und Entwicklungsstufen des nationalen Gedankens repräsentiren.“ Die Parallele mit den Worten des Kaisers, der bekanntlich die deutsche Jugend von Sedan und Gravelotte über Leuthen und Roßbach nach Mantinea und den Thermopylen zurückgeführt wissen wollte, ist unverkennbar. Aber schwerlich ist jemals eine Parallele an unpassenderm Orte gezogen worden als hier. Denn während der Kaiser den

Lehrgang eines Faches mit neunjährigem Kursus entwickelte, redet Wolff von einem Lehrgegenstand, der sich wohl mit annähernd erwachsenen, also in Unter- und Oberprima, wo zur vergleichenden Betrachtung Homer, Sophokles und Horaz vorliegen, aber nicht mit „kindlichen Gemütern“ treiben läßt, und der auf alle Fälle keine einseitig nationale Tendenz verfolgen darf, sondern dem Schönen in den mannichfachen Formen gerecht werden muß. Vielleicht aber versteht Herr Wolff — wie denn seine verschwommene Ausdrucksweise mancherlei zu raten aufgibt — unter Litteraturgeschichtsstunden lediglich Lektürestunden und meint, wenn er von dem Wert „lebendiger Litteraturelemente“ für das kindliche Gemüt spricht, daß man den Sextanern und Quintanern mit Hilfe guter Gedichte ein anschauliches Bild von den gewaltigen Ereignissen des letzten Krieges geben möge. Dann hätte ihn ein Blick in die vorhandenen Lese- und Geschichtsbücher belehren können, daß schon manche Schulmänner vor ihm erfreulicherweise dasselbe gedacht haben. Freilich waren sie nicht so thöricht, zu glauben, daß dadurch die Knaben befähigt würden, bald nachher — etwa in Tertia — Wagners Dramendichtungen als Ausdruck der nationalen Kultur zu begreifen, um dann — auf der obern Stufe — zu Schillers Tell und Körners Feier und Schwert fortzuschreiten. Wie in diese abenteuerliche Reihenfolge, gleichviel auf welchen Zeitraum man sie ausdehnt, Lessing, Herder und Goethe eingeschoben werden sollen, weiß Herr Wolff nicht zu sagen, gleichwohl ist er von der Richtigkeit seiner „Methode“ felsenfest überzeugt, weil sich diese ja, wie er im folgenden mit widersinniger Heranziehung der längst in feste und vernünftige Bahnen gelangten Heimatkunde ausführt, auf das „natürliche“ Prinzip gründet, daß man beim Unterricht mit dem „Nächstliegenden“ anzufangen hat. Nun, wenn Herr Wolff über seinen litterargeschichtlichen Arbeiten noch nicht Zeit gefunden hat, sich darüber zu unterrichten, daß das zeitlich Nächstliegende dem „kindlichen Gemüt“ unter Umständen begrifflich sehr fern liegen kann, andererseits das zeitlich weit Abliegende oft am besten in den jugendlichen Vorstellungskreis paßt und diesen sogar organisch erweitern helfen kann, so wollen wir mit ihm nicht gar zu streng ins Gericht gehen. Nur wünschten wir in seinem eignen Interesse, daß er zur Aufnahme seiner Gedanken, und wären sie von einer noch so blendenden Hülle umgeben, künftig pädagogische Blätter weniger willfährig finden möchte.

Zur Verminderung des Schreibwerks. Vor einigen Monaten brachte die Verkehrszeitung, ein halbamtliches Organ der Reichspostverwaltung, die Nachricht, daß das Reichspostamt die Oberpostdirektionen aufgefordert habe, Vorschläge zu machen, wie eine Einschränkung des Schreibwerks bei der Postverwaltung zu erreichen sei. Bei dieser Nachricht atmeten die Postbeamten, namentlich die Vorsteher der größeren Ämter, auf, denn es war zu hoffen, daß nun endlich mit dem umfangreichen Schreibwerk und dem weitläufigen Geschäftsgange, die sich bei der Post gebildet haben, werde aufgeräumt werden. Was aber in dieser Beziehung bis jetzt geschehen ist, ist äußerst gering und betrifft nur die Form des Schreibwerks. Die Sache selbst, die Wurzel des Übels, hat man bis jetzt unberührt gelassen, und es ist auch zu befürchten, daß aus den Oberpostdirektionen wohl kaum Vorschläge von Bedeutung hervorgehen werden, weil viele der Oberpostdirektoren unter der Macht der bürokratischen Gewohnheit stehen und sich nicht entschließen können, das alte, jahrelang gepflegte Verfahren aufzugeben. Wenn eine wesentliche Einschränkung des Schriftwechsels erreicht werden soll, so müßten endlich die Befugnisse der Postanstalten, namentlich die der Postdirektoren, erweitert, die Postdirektoren mehr auf eigne Füße gestellt werden. Das Publikum kann es nicht

verstehen, daß die Postdirektoren, Vorsteher von Postämtern mit einer Kopfszahl von oft hundert bis dreihundert Personen, nicht mehr Befugnisse haben als die Postverwalter oder die Vorsteher von kleinen Ämtern mit zwei bis drei Köpfen. Dort stehen Männer an der Spitze, die das Gymnasium durchgemacht haben, hier Männer mit ganz elementarer Bildung; dort walten Beamte, die das höhere Postverwaltungsexamen bestanden haben, hier solche, die sich nur einem Examen, bei dem sehr geringe Anforderungen gestellt werden, haben unterwerfen müssen. Den Postdirektoren wird wegen der Umsicht und Thatkraft, die sie bei Verwaltung eines großen Amtes zu bethätigen haben, der Rang von Räten vierter Klasse verliehen, aber man giebt ihnen nicht mehr Befugnisse als den Postverwaltern. Liegt darin nicht ein Widerspruch? Dem Vernehmen nach soll die Frage der Kompetenzerweiterung der Postdirektoren schon vor Jahren erwogen worden sein, aber man hat sie angesichts der umfangreichen Arbeit, die dadurch die allgemeine Dienst-anweisung für Post und Telegraphie erfahren würde, fallen lassen. In den letzten zehn Jahren hat sich aber der Geschäftsumfang der großen Postämter aus Anlaß der sozialen Gesetzgebung derart erweitert, daß man sich endlich dazu wird verstehen müssen, die Kompetenzen sämtlicher größeren Ämter zu erweitern.

Der Postdirektor hat das Recht, dem Unterbeamten einen Urlaub von drei Tagen zu bewilligen, aber er hat nicht die Befugnis, einen Stellvertreter für ihn gegen Gewährung eines Tagegeldes anzunehmen. Um diesen Stellvertreter annehmen zu können, muß er erst an die vorgesetzte Oberpostdirektion berichten. Erkrankt ein Unterbeamter und wird ihm vom Arzt der Rat erteilt, der bessern Pflege wegen zu seinen Eltern oder sonstigen Verwandten überzusiedeln, so muß der Postdirektor erst an seine vorgesetzte Behörde berichten, um die Genehmigung zu erwirken. Wozu dieser Bericht? Kann der Amtsvorsteher nicht am besten beurteilen, ob der Aufenthalt des Erkrankten bei seinen Eltern usw. notwendig sei? Selbstverständlich verfügt die Oberpostdirektion stets nach den Vorschlägen des handelnden Arztes. Wenn es sich um die Niederschlagung von Porto- oder Telegrammgebühren handelt, muß, auch wenn diese unzweifelhaft gerechtfertigt erscheint, dennoch bei der vorgesetzten Behörde ein Antrag gestellt werden.

Auch innerhalb der Postämter wird auf höhere Veranlassung noch viel zu viel geschrieben. Im Jahre 1883 wurde bekanntlich der Geldbriefträger Kossäth in Berlin auf dem Bestellgange hinterrücks überfallen und seiner Geldtasche beraubt. Dieser Raubanfall wird nun aller halben Jahre sämtlichen Briefträgern „verhandlungsschriftlich“ in Erinnerung gebracht, damit sie bei der Bestellung Vorsicht üben. Dabei enthält aber die Dienst-anweisung für Briefträger im Anhang eine ausführliche gedruckte Ermahnung zur Beobachtung der nötigen Vorsicht beim Austragen von Geldbriefen usw. Wozu diese überflüssigen Schreibereien? Wird man unsern Enkelkindern den Kossäthschen Fall auch noch in Erinnerung bringen?

